Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Ein Maitag in Mecklenburg.

Eindrücke eines Neutralen. — Ein Besuch in der kleinen Stadt Fürstenberg.

Fredrik Böök schreibt im „Svenska Dagbladet":

Wie der Wagen mit Gerüttel auf den hübsch mit Steinen belegten Straßen der kleinen Stadt Fürstenberg durch die gut gebauten zweistöckigen Häuserreihen fährt, wie wir in die Gärten, die sich bis hinunter an den Strand des Waldsees erstrecken, hinabblicken, wie wir an dem dicht belaubten Idyll des alten Kirchhofes mit den hohen Ulmen vorbeifahren, wie wir die grauen Köpfe der alten Frauen uns zwischen den Blumentöpfen der blanken Fenster zunicken sehen — da können wir, mein hochverehrter Freund von Berlin und ich, es nicht lassen, reumütige Betrachtungen anzustellen. Wir fragen einander, warum wir eigentlich nie auf die vernünftige Idee gekommen sind, uns in Fürstenberg niederzulassen, und zwar nicht nur für ein paar Monate, sondern für immer für das ganze Leben — denn um einen kürzeren Aufenthalt kann es sich hier nicht handeln, das unterstreichen wir beide mit leidenschaftlichem Nachdruck. — Gibt es vielleicht keinen Platz für eine ordentliche Bibliothek in einem der reizenden Gartenhäuser und könnte man überhaupt in größerer Ruhe und mit mehr Erfolg über die Dinge der Welt nachdenken, als auf jener Bank dort unter dem Walnußbaum, wo man den Blick über das Weidendickicht auf der anderen Seite des Sees hingleiten lassen kann, bis er auf die schmale, halbverwachsene Mündung der Havel fällt? Könnte man irgendwo auf der Erde einen frischeren und tieferen Schlaf finden, als beim Rauschen des kleinen Mühlbaches, in den die flachshaarige und barhäuptige Jugend Fürstenbergs, gebückt über das Brückengeländer, mit grübelndem Ernst nach einem Ziel hinunterspuckt? Gibt es hier vielleicht nicht einen Markt, mit einer Kirche, einem Rathaus und einem Ratskeller und unter den 4000 Einwohnern der Stadt verschiedene lebenserfahrene und urteilsfähige Leute, in deren hochangesehener Gesellschaft man den Gang der Welt und die Verwicklungen des menschlichen Lebens bei einer Flasche Wein in friedlichen Abendstunden im Wechselgespräch diskutieren könnte? Nichts ist wahrscheinlicher, und unsere reuevolle Verwunderung darüber, daß wir uns nicht schon längst in Fürstenberg niedergelassen haben, kann nur durch die Ueberlegung gedämpft werden, daß niemand von uns eigentlich von dem Ort hat reden hören, bevor erst ganz kürzlich einige Herren im Kriegsministerium uns auf sein Bestehen aufmerksam machten.

Wir sind jedoch nicht die Einzigen, auf deren Nerven Fürstenberg in der jetzt angedeuteten Richtung gewirkt hat, das erfahren wir sehr bald: unmittelbar vor der Stadt hat ein Privatbeamtenverein eine große und schöne Villa gebaut: das Erholungsheim Fürstenberg. Dieses Erholungsheim sieht gegenwärtig ungewöhnlich viele Gäste in seinen Mauern, aber es sind nicht die alten Kunden, die wahrscheinlich während dieser arbeitsschweren Kriegsjahre auf ihren gewöhnlichen Urlaub verzichten müssen. Ihre Plätze sind statt dessen von nahezu 200 Offizieren verschiedener Nationalitäten, von Franzosen, Russen, Belgiern und Engländern besetzt. — Um Platz zu finden, haben sie sich ein wenig zusammendrängen müssen; nur einige im Rang eines Obersten verfügen über ein eigenes Zimmer, sonst wohnen die älteren Offiziere zu zweien oder dreien, die jüngeren zu vieren oder sechs zusammen in einem Zimmer.

In allem übrigen sind offenbar keine entscheidenden Veränderungen in der Führung des Erholungsheims vorgenommen worden, seitdem dieses unter militärische Verwaltung gekommen ist. — Ueberall herrscht mustergültige Ordnung und Sauberkeit, die Betten sind schmuck und weiß, die Böden rein wie in einem Lazarett, das Parkett des Speisesaales ist gescheuert und die Blumen gedeihen vortrefflich in den sonnigen Räumen. Die Bibliothek, die abgesehen von den privaten Büchersammlungen, den Gästen zur Verfügung steht, enthält eine reichhaltige Auswahl klassischer und moderner französischer Literatur. Die Zeitungen sind allerdings nicht ganz vollständig vertreten: es ist erlaubt, auf deutsche, belgische und polnische Zeitungen sowie einige neutrale zu abonnieren. Die Vorurteilslosigkeit konnte nicht so weit getrieben werden, wie in Berlin, wo man auf jeder beliebigen Straße die englischen und französischen Zeitungen kaufen kann, genau so gut, wie man sie in den Lesezimmern der Hotels zu studieren vermag, und wo man in den Bücherläden in der Lage ist, seine Sammlungen der Kriegsliteratur der Entente zu vervollständigen.

Die deutschen Offiziere hatten die Liebenswürdigkeit, mich mehreren der Einwohner des Erholungsheims Fürstenberg vorzustellen; ich hatte Gelegenheit, mich mit ein paar Dutzend von ihnen auch unter vier Augen zu unterhalten. Es war für einen neutralen Besucher eine wirkliche Freude, sich mit eigenen Ohren und Augen davon zu überzeugen, daß mitten während des Krieges zwischen den kriegführenden Nationalitäten solche Verhältnisse bestehen können wie die in Fürstenberg. Mehrere von diesen Offizieren sprachen sich vollkommen spontan in den amerikanischen Worten über das Auftreten der deutschen Leitung und überhaupt über die Behandlung aus: einige erklärten mit unverstellter Dankbarkeit, ja mit Begeisterung: „Man kann es nicht besser haben"; während der ganzen Zeit, in der ich mich in Fürstenberg aufhielt, kam nicht eine einzige Klage zu meinen Ohren. Von mehreren Seiten wurde, ohne daß ich danach fragte, darauf hingewiesen, daß die Küche vortrefflich sei; die ausländischen Offiziere bezahlen für die Kost 50 Mark im Monat. Ich konnte mich davon überzeugen, in welch vortrefflicher Art für alle Bedürfnisse, sowohl für die materiellen wie für die geistigen, gesorgt war: Badehäuser und Duschen, nicht nur für die Offiziere, sondern auch für die Bedienung — fünf von den Offizieren haben solche —, Rasierstube und Bücherladen zweimal in der Woche, regelmäßige Besuche von Handwerkern, Kaufleuten, Aerzten und Zahnärzten, Gelegenheit für Anhänger aller Bekenntnisse, den Gottesdienst zu besuchen, geordnete Postverhältnisse, wobei es erlaubt ist, jeden Monat zwei Briefe von je sechs Seiten und vier Postkarten, abgesehen von der Geschäftskorrespondenz, abzuschicken. Die Sorgfalt, mit der jede Einzelheit überlegt ist, ersah ich aus folgender kleinen Mitteilung: man hat dafür gesorgt, daß sich unter den als Burschen kommandierten Soldaten ein tüchtiger Schuhmachergeselle befindet, der kleine Verbesserungen an den Schuhen der Offiziere ausführt, sodaß das Budget nicht unnötigerweise durch allzu große Bestellungen bei dem Schuhmacher belastet wird, der sich jeden Mittwoch und Freitag aus der Stadt einfindet. Ich kann mir denken, daß gerade solche Einzelheiten an der Organisation einen gewissen Eindruck auf ein paar Russen gemacht haben, mit denen ich mich unterhalte: ihre Gesichter leuchten voll Staunen und erschreckter Bewunderung, als sie mit in gebrochenem Französisch darlegen, daß in diesem Lande auf jeden Fall eine merkwürdige Ordnung herrscht, eine Beobachtung, die ich mit reinem Gewissen bestätigen zu können glaube.

Es ist eine bunter Uebersichtskarte von Menschentypen, die man hier vor sich hat. Ich werde dem Obersten vorgestellt, der Kommandant von Lille war und von dem deutschen Kronprinzen seinerzeit die Erlaubnis erhielt, seinen Säbel zu behalten; ein langer und stattlicher Vertreter des schönsten französischen Soldatentypus. — Draußen auf seinem Balkon sonnt sich ein anderer Oberst, ein Elsässer; er ist französisch seinem Fühlen und Denken nach, aber sein Aussehen ist deutsch und er spricht Deutsch genau so gut wie Französisch: offenherzig erzählt er, daß er erst im Alter von 13 Jahren Französisch gelernt, nachher aber seine Muttersprache zum großen Teil wieder vergessen habe, bis er in Fürstenberg Gelegenheit fand, sich wieder darin zu üben. Einige von den russischen Offizieren sprechen Deutsch, andere Französisch; es gibt sogar einen, der früher Schwedisch gelernt hat und sich recht gut damit zurechtfindet. Der eine hat eine teure Freimarkensammlung angelegt, der andere hat angefangen zu malen, der dritte zeichnet seine Kriegserinnerungen aus der Karpathenschlacht. Ein paar Franzosen haben angefangen Deutsch zu lernen, ein ungewöhnlich vernünftiger Vorsatz, den ich sie von ganzem Herzen durchzuführen bitte: das deutsche Kommando nimmt den Vorschlag gleich ernst und gelobt, Lehrer und regelmäßigen Unterricht zu verschaffen. Einige von den Engländern zerstreuen sich mit heraldischen Studien. Sie gehören zu denen, die am alleroffensten ihre Zufriedenheit mit ihrer Lage aussprechen, und ich höre auch von der anderen Seite Worte, die die loyalen Gefühle der Engländer besonders anerkennen. Bei den Engländern sind die Wände mit Reproduktionen von Landschaftsaquarellen, Familienszenen und historischen Bildern geschmückt; bei den Franzosen herrschen die Frauengestalten vor; die militärischen Karten sieht man bei beiden nur selten. Ich habe deutsche Offiziere in französischen Gefangenenlagern gesehen. Bei ihnen spielten die Karten die Hauptrolle als Wandschmuck.

Das tägliche Leben geht während unseres Besuches seinen gewohnten Gang. Das Frühstück ist zwischen 8 und 9 Uhr eingenommen worden und um 9 Uhr hat der befehlshabende Offizier den für die Kontrolle nötigen Appell vorgenommen, wobei keinem Besucher erlaubt ist, sich zu nähern. Während der Vormittagsstunde, die ich in der Villa zubrachte, wurde vor allem das Hockeyspiel betrieben; die Teilnehmer dürfen dazu den eingehegten Platz gegen die Ablieferung einer Karte mit schriftlichem Ehrenwort, nicht zu fliehen, verlassen. Ich sah, wie die Spielenden in Sportkostümen und im Laufschritt zurückkehrten; es waren nicht nur junge, geschmeidige Sportleute, sondern auch mehrere ältere Männer, unter ihnen ein 65-jähriger Franzose; unter Rufen und Scherzen stürzten sie durch das Gartentor herein, wo sie von den deutschen Wachsoldaten ihre Karten mit dem Ehrenwort wieder zurückerhielten. Folglich stand es ihnen von jetzt ab frei, einen Fluchtversuch zu machen, aber sie hatten für den Augenblick an etwas anderes zu denken: sie begaben sich eiligst in den Duschraum, um den Schweiß abzuspülen, dann kleideten sie sich zum Mittagessen um 1 Uhr um.

Auf der Terrasse vor der Villa sitzen ihre weniger sportliebenden Kameraden in ihren Ruhestühlen und betrachten träumend den glitzernden Waldsee, auf dem die Kriekenten in den Binsen schnattern und ein einsamer Schiffer die blauschwarzen Schleien zu überlisten sucht. Es ist ein warmer Tag, der Marketender auf der Veranda hat voll zu tun mit den Ausschenken von schäumendem Bier, tauigem Moselwein und leuchtend gelben Zitronen. Durch die offenen Fenster hört man die Töne eines Klaviers; einer der Belgier spielt Schubert. Er gehört zum Orchester des Lagers, das jeden Sonnabend im Musikpavillon des Gartens ein großes Konzert gibt. Wie er aufhört, wird es so still, daß man bloß den grellen Schrei der Schwalben über unseren Häuptern und die Hähne der mecklenburgischen Bauernhöfe hört — je ferner es klingt, desto wehmütiger erscheint es wie eine Botschaft von dem, was am fernsten von allem ist, von Heimat und Arbeit. Im Springbrunnen glitzern die Flügel einer Wassermühle und aller Blicke saugen sich. Es ist Alexej, der russische Diener, der dieses Meisterwerk geschaffen hat; sein braunes und verschlagenes Gesicht leuchtet von Zufriedenheit und schimmert von Wasserspritzern. „Alexej ist tüchtig, Alexej kann alles", heißt es von den Ruhestühlen aus und das technische Genie schüttelt grinsend seine schwarze Mähne. Auf der anderen Seite der Landstraße arbeiten einige Engländer auf dem Tennisplatz, der jetzt asphaltiert wird und bald zum Gebrauch fertig ist, und man verteilt schon die Parteien.

Nein, es ist gar nichts Ungewöhnliches am Erholungsheim Fürstenberg zu bemerken; das einzige ist, daß man bei aufmerksamer Untersuchung einige merkwürdige doppelte Gartenzäune entdeckt, die das Grundstück umgeben, und zwischen ihnen wandern ein paar bärtige Landsturmsoldaten, das Gewehr auf der Schulter. Das ist eine kleine wenig hervortretende Einzelheit in der Landschaft, aber ihr fehlt die Bedeutung nicht, wie einem die drei sports- und abenteuerlustigen Gentlemen erzählen könnten, die sich gegenwärtig in Küstrin befinden und Fürstenberg nicht wiedersehen werden, falls sie nicht nach Friedensschluß eine Wallfahrt nach dem mecklenburgischen Idyll unternehmen.

Am Nachmittag findet der Spaziergang statt. Man gibt an der Türe die Ehrenwortkarten ab, dann geht es hinaus zu der Waldwanderung, die zwei Stunden lang dauert; die ganze Gruppe wird nur von ein paar unbewaffneten Wachsoldaten begleitet. Wir Besucher dürfen mitgehen. Quer durch die Föhrenwälder auf sandigen Wegen, wo die zitternde heiße Luft vom Duft der Nadeln dampft, hinab zur Havel, wo die alte Mühle eingebettet in dunkelgrüne Hollerbüsche und blühende Flieder liegt und die spielenden Kinder des Müllers in der Mühlenrinne waten und uns von dem anderen Ufer zuwinken, wo die Prahme, bis zum Rande mit harzigen Föhrenhölzern gefüllt, auf dem schwarzen Wasser schwimmen. Hier wird in der Kühle halt gemacht, man streckt sich behaglich auf dem Abhang des Strandes aus; einige pflücken gewaltige Fliedersträuße, andere schneiden Haselstöcke, ein paar von den Russen legen sich an den Rand des Flusses, kühlen die Hände im Wasser und summen Gesänge, deren Tonfall ich niemals gehört habe. Selbst habe ich mich neben einem französischen Major niedergelassen, der in der Schlacht an der Marne verwundet gefangen genommen worden ist; auf dem Rücken liegend, besprechen wir nach bestem Können die militärische und wirtschaftliche Lage. Trotz allen gegenseitigen Entgegenkommens vermögen wir uns nicht zu einigen; aber wie der geheimnisvolle Ruf des Kuckucks von Westen herübertönt, finden wir beide, daß er Glück bedeutet.

Der Heimweg führt an der Havel entlang, über einen geschlängelten, waldigen Weg, mit dem Wald auf der einen Seite. Während ich hier wandere, in ungezwungenem Gespräch bald mit dem einen, bald mit dem anderen, überkommt mich eine Kindheitsstimmung; dies gleicht mehr als etwas anderes den botanischen Exkursionen der Schulknaben unter dem milden linnéischen Blütenzepter des alten Lektors. Es ist die gleiche muntere und sorgenlose Freude, dem Zwang und Einerlei der grauen Schule für einige glückliche Stunden entschlüpft zu sein, die gleiche Neugierde und Entdeckungslust, auf jeden Fall mit einem kleinen Rest von Disziplin vermischt. Die Belgier haben eine Blindschleiche gefunden, und wir treten zu einer lebhaft diskutierenden Gruppe zusammen, um zu entscheiden, ob es eine Eidechse oder eine Schlange ist, wie sie heißt auf lateinisch und auf allen lebenden Sprachen Europas, dann kommt ein Engländer mit einer duftenden Mondviole, „Lunaria rediviva", die bloß im tiefsten Waldesdunkel blüht, hier wieder laufen die Franzosen zu ein paar Erlenbüschen an der Bucht des Sees hinab, um nachzusehen, ob die Wildente mit ihren Jungen noch an ihrem gewohnten Platz ist, dort geht ein Gatter über den Weg, eine ehrliche schwedische Steige, und wir legen lachend Proben unserer gymnastischen Fähigkeiten ab — denn das Türchen zu öffnen wäre allzu klassisch. Hier klingen alle Zungen der kriegführenden Nationen friedlich unter den Baumkronen zusammen und das kupferfarbene Gesicht des Landsturmsoldaten leuchtet mich so gemütlich und humoristisch wohlwollend an, daß ich in einer plötzlichen Eingebung auf dänisch frage: „Sie sind doch nicht zufällig Däne?" Die Antwort lautet prompt: „Ich heiße Olsen und bin von Haderslev." Als ich mich von der Gesellschaft trenne, ist er der letzte, dem ich die Hand drücke: „Auf Wiedersehen!"

Als wir zurückkommen, setzt sich eine neue große Gruppe in Bewegung: das sind die Fußballspieler, die über die gewaltigen, aber in weichen Kurven ausgewölbten mecklenburgischen Anhöhen zum Spielplatz wandern, der sich auf einer Hochebene ¾ Stunden vom Lager entfernt befindet. Wir gehen mit und bis der Abend hereinbricht, folgen wir dem wechselnden Gang des Spieles: 4 Partien, geordnet nach Nationalitäten, lösen einander zu 2 und 2 ab. Die Russen zeigen das wenigste Interesse für diesen Sport, die Engländer das meiste. Man deutet auf einen unter den Spielern und sagt: „Er war Flieger und Immelmanns vierte Beute."

Der Tag ist bald zu Ende; noch einmal eine Dusche, dann Abendessen, ein paar friedliche Stunden im Gespräch, Lesen, Musik, und um 11 Uhr muß das elektrische Licht auf allen Zimmern gelöscht sein. Denn es ist wirklich kein Vergnügungslokal, sondern ein Erholungsheim, wie der Name sagt.

Wie es bei Verdun aussieht.

Berichte von italienischen und französischen Kriegskorrespondenten an der Front.

Fetri Pisani veröffentlicht in der Stampa folgendes Stimmungsbild vom Wald von Avocourt: Neun Tage sind es nun schon, daß die Leichen der Franzosen unbeerdigt da unter, am Ende des Waldes liegen. Hier in Avocourt, das von den Franzosen verteidigt wurde, bis die Flammenwerfer des Feindes ihren Widerstand brachen, ist inzwischen Schnee gefallen. Ein allzu vergängliches Leichentuch für die Toten, kommen doch die Granaten von beiden Seiten geflogen, um es um die Wette aufzureißen. Von einem Wald von Avocourt läßt sich eigentlich nicht mehr reden. Der war einmal. Von den Laufgräben ist nicht einmal mehr eine Spur, man sieht nichts als einen aufgepflügten Boden ohne irgendwelche greifbare Formen, der sich noch am ehesten einem wogenden Meer vergleichen läßt. Wie der Mast eines untergegangenen Seglers, so ragen hier und da die Aeste der letzten, noch nicht ganz vernichteten Bäume auf, die mit wehklagender Gebärde in den Himmel greifen. Weiter ist nichts übriggeblieben.

Die Nacht war furchtbar. Den ganzen Tag über hatten die Soldaten der Avocourtstellung den unablässigen Angriff der Württemberger zu ihrer Rechten mitansehen müssen. Zwanzigtausend Mann hatte der Feind während fünf Stunden auf einer Front von tausend Metern zwischen Malancourt und Avocourt angesetzt. 20 Mann pro Meter. Angstvoll verfolgten die von Avocourt jede Phase der Schlacht. Sie sagten sich: wenn die von Malancourt weichen, sind wir fast ganz umzingelt. Wie sollen wir da Widerstand leisten können? Der Abend kam und die von Malancourt wehrten sich immer noch. Da gingen die Spitzhelmigen wieder auf Montfaucon zurück. Dafür übernahm die preußische Artillerie die Rache der zurückgewiesenen Württemberger, und jene Nacht vom 28. zum 29. wurde ein Hexensabbat. Tageshell war die Nacht erleuchtet. Die Leuchtraketen, die über Cumières, den Toten Mann, den Rabenwald, Forges aufgingen, rissen alles aus dem nächtlichen Dunkel. Blendend weiß, lichtübergossen, phantastisch in ihrer zerrissenen Ruinensilhouette, tauchten Dörfer im Licht der Scheinwerfer auf. Die schwere Artillerie nahm jeden hervortretenden Punkt des Horizonts zur Zielscheibe. Aus einer Entfernung von 28 Kilometern feuerten die schweren 38er, die den Boden in grauenhafter Weise aufrissen. Die französischen Kanonen waren auch nicht faul. Den Verteidigern von Avocourt war, als sei die Hölle über ihren Köpfen losgelassen. Die Sperrfeuer, die 250 deutsche Geschütze auf den französischen Zufahrtsstraßen vollführten, waren derart, daß sich seit vier Tagen kein einziges Automobil unsern Stellungen hätte nähern können.

Schon seit zwölf Stunden waren die letzten Lebensmittel verzehrt. Aber die Müdigkeit war noch schlimmer als der Hunger.

„Die Soldaten schliefen stehenden Fußes trotz des Bombardements. „Man muß die Leute wecken", befahl der kommandierende Offizier um 3 Uhr morgens. „Laßt den Réveil blasen". Einen Augenblick übertönte der grelle Klang der Hörner und das Rollen der Trommeln das Getöse der Kanonen. Die Leute fuhren aus ihrer Betäubung auf. Einige hoben den Kopf, strengten sich an, in der Richtung des Waldes etwas zu unterscheiden. Aber es war nichts zu sehen. Seit zehn Tagen kämpften diese Soldaten nun schon am gleichen Fleck, ohne auch nur den Schatten eines Feindes zu Gesicht bekommen zu haben.

„Stellt die Verbindung mit den Batterien her". — „Herr Leutnant, die Telegraphendrähte sind zu sehr zerrissen". — „So sollen sich die Depeschenläufer bei mir melden". — „Herr Leutnant, die sind alle schon tot".

Mittendrin brechen Trommeln und Trompeten ab. — „Was ist denn los? Was spielen die Kerls nicht mehr?"

„Herr Leutnant, eine Granate ist unter die Musikanten gefallen und alle sind gestorben".

„Da sollen wir also diese Deutschen wieder einmal zu Gesicht bekommen!" murmelten die Lippen der Soldaten, als es vorging. Mit gesenktem Kopf stürzten sich die Franzosen zähneknirschend in der Richtung der feindlichen Linien davon, die sie jenseits des Waldes zu erblicken glaubten. Aber es waren dann doch nicht die Deutschen: es waren die französischen Gefallenen vom 20. März, die eine einzige lange Reihe bildeten. Man fiel fast über sie, da her Frühnebel einen Dunstschleier um sie breitete, ehe man sie sah und berührte. Sie waren noch unverwest geblieben. Die Kälte hatte es gut mit ihnen gemeint.

* * *

Hughes le Roux, der Sonderberichterstatter des Matin, erzählt in einem Artikel „Ein Tag in den Ruinenstraßen der bombardierten Stadt": In Verdun gab es unter anderm auch eine Mazelstraße (Rue Mazel). Sie stellte die Verbindung zwischen der Unter- und der Oberstadt her. Sie war eine bevorzugte Verkehrsader, in der sich zu gewissen Stunden des Tages das ganze Leben einer Provinzstadt konzentrierte. Hier flanierte man vor den Modeläden, traf den und jenen Bekannten, tauschte Neuigkeiten aus und unterhielt sich mit Freunden und Verwandten. Von dieser Straße ist nur noch ein Skelett übrig geblieben. Mit dem Bombardement sind die Gebäude jeden Alters in Trümmer gegangen, die ältesten Buden der Altstadt sind bloßgelegt worden. Manche Häuser sind auf den Rücken gefallen, andere wieder sind mit der Stirnwand zu Boden gestürzt. Oft glitten die oberen Stockwerke horizontal nach der Erde hinab und bei diesem Sturz in die Tiefe gingen Betten, Möbel, Bibliotheken, die Fernsprecheinrichtungen, all die schönen Ausstattungen, die ein arbeitsames Leben erdacht hat, wie bei einer vulkanischen Erschütterung in wirrem Durcheinander mit zur Straße. Die kleine Place d'Armes ist völlig zerwühlt. Die Kathedrale war stolz auf ihre Fenster. Heute sind sie in Trümmer gegangen. (Danach muß dieses Gotteshaus in seinen Hauptteilen wenig gelitten haben.) Der Glockenturm hat die beiden Spitzbögen eingebüßt. Inmitten dieses Zerstörungswerks kommt manchmal die Ironie des Schicksals zum Durchbruch. Im Schaufenster eines Schneiderladens steht eine Wachsfigur, die uns militärisch grüßt. Der General sagt uns lächelnd: „Das ist der letzte Bürger von Verdun". Und einige Häuser weiter lesen wir auf dem Schild eines Spediteurs: „Garantie, daß nichts zerbrochen wird".

* * *

Der Spezialkorrespondent des Petit Parisien sendet aus Verdun folgenden Bericht: Am Morgen noch lachender Sonnenschein und jetzt gegen Abend liegt die Landschaft Grau in Grau. Düstere Wolken in phantastischen Formen jagen einander am bewölkten Himmel und der Wind heult sein Lied dazu. Ein feiner Regen fällt und trommelt traurig an die Fenster unseres dahinjagenden Autos. Die Bäume am Wegesrand gleiten wie Gespenster lautlos an uns vorbei. Sogar die weiten Wiesen und Felder sehen in der Dämmerung unheilverkündend aus und die Tannen scheinen vor Angst und Schauder zu zittern, während um ihre Wipfel hungrige Raben in schwarzen Wolken kreischend dahinfliegen. Auf dem ganzen Wege arbeiten mit Beil und Hacke die Soldaten, die den Weg verbessern, die vielen Löcher zuschütten und die Einschnitte, die die schweren Lastwagen, die mit Munition und Proviant nach Verdun fahren, auf der Straße hinterlassen haben, wieder ausgleichen. Sie tragen alle große runde Brillen, so daß sie in der Dunkelheit einen schaurigen uns erschreckenden Eindruck machten. Ich passiere jetzt eine Abteilung, die an einer Straßenkreuzung die Wache bezogen hat. Etwas weiter davon entfernt begegnen wir Soldaten, die sich auf dem Wege befinden, um Essen zu holen. Sie scheinen guter Stimmung zu sein, denn sie trommeln auf ihrem Eßgeschirr, als wäre es ein Kinderspielzeug, herum. Sie amüsieren sich auch wie große Kinder und doch umschleicht sie fortgesetzt der Tod und schwebt über ihnen in seiner fürchterlichsten Gestalt. Ueberall ist hier der Tod in der Nähe und oft entscheidet nur der Zufall eines Schrittes vor- oder rückwärts über das Leben eines Soldaten.

Aber da taucht plötzlich Verdun im Tal unter uns auf. Man sieht es nicht, bevor es da ist. Der Weg dreht sich jetzt fortgesetzt, läuft dann wieder einen langen Zaun entlang, windet sich in Schlangenlinien, scheint bei einem Walde aufzuhören, aber nachdem wir eine dunkle Schlucht durchfahren haben, erblicken wir plötzlich, zwischen den Felsen herausfahrend, vor uns die Festung. Ein graubärtiger Landsturmmann steht an der Straße auf Wache und kann sein Erstaunen über uns gar nicht verbergen; nachdem er die Papiere geprüft hat, läßt er uns passieren. Durch ein großes Tor betreten wir die Stadt. An einem Tabakladen mit geschlossenen Fenstern kann man noch jetzt die mit ungelenker Handschrift geschriebenen Preise für Tabak und Zigarren lesen. Nun gingen wir durch die Straßen der Stadt, vorbei an dunklen zerschossenen Mauern, zersplitterten Brettern, und immerfort donnern die Kanonen und das Gekrache hört nicht auf. Und der Donner der Kanonen ist auch das einzige Geräusch in der Stille der Nacht, in dieser öden, verlassenen Stadt. Sonst liegt eine heilige Stille, die einen aber beklemmt und mit Angst erfüllt, über den zerschossenen Häusern. Und immerfort donnern die Kanonen! Viele Häuser, die durch Granaten vollständig zu Ruinen zusammengeschossen sind, geben dieser Wüste eine schaurige Dekoration. Man hat das Gefühl, als ob schwarze Schatten diese leeren Straßen entlangschleichen, man glaubt sie wie die Geister an den Wällen entlanghuschen zu sehen, man hört leise Schritte, aber man sieht niemanden und wird selbst nicht gesehen. Alles scheint in dieser trostlosen verlassenen Stadt zu beben und zu zittern. Man horcht gespannt, aber man hört nur, wie die Regentropfen langsam auf das Steinpflaster fallen, und doch hat man das Gefühl, daß irgendwelche Dinge in dieser entsetzlichen Stille vor sich gehen. Ja, jemand ist in dieser Stadt noch zurückgeblieben. Ein armer verhungerter Hund und eine Katze mit zerrissenem Fell schleichen an uns vorbei, verschwinden aber schnell wieder in einem eingestürzten Haus. Ja, außer der Garnison sind Hunde und Katzen heute die einzigen Bewohner der zerschossenen und verlassenen Stadt. Sie sind die einzigen, die in dieser trostlosen Wüste leben; bei jedem Laut erscheinen sie, verschwinden aber wieder, erschrocken und von Angst gejagt, fliehen sie wieder in ihre Keller und Ruinen zurück. Und in einer kleinen Seitengasse hütet ein Pudel seine Jungen. „Ich gebe ihnen immer zu fressen", sagte mir ein wachestehender Gendarm, „es ist zu traurig, sie verhungern zu sehen".

Und die Nacht wird immer dunkler und immer noch donnern die Kanonen, und ihre Sprache ist die einzige, die man in Verdun jetzt vernimmt. An den Ufern der Maas stehen kleine Häuser, die früher in ihren bunten Farben einen so fröhlichen Eindruck machten, heute aber einen tieftraurigen Anblick gewähren. Alle Fenster sind zerbrochen, und zerrissene Vorhänge wehen traurig aus ihnen heraus. Die Häuser sind zerschossen, und aufrecht unter ihnen steht noch immer die Kathedrale von Verdun mit ihren Statuen, die von einem blassen Licht umgeben zu sein scheinen. Und noch immer donnern die Kanonen und die Explosionen folgen einander und schallen mit schauerlichem Echo aus Bergen und Tälern zurück. Man könnte glauben, daß man sich in einer Geisterstadt befände, auf der sich große unsichtbare Vögel mit fürchterlichem Schrei vom Himmel herabstürzen, um sie zu zerstören. Und diese Explosionen der einschlagenden Geschosse sind das einzige Geräusch, das die Stille des verwüsteten Verdun stört. Verdun scheint jetzt in einem tiefen, traurigen Schlafe zu liegen.

Goldsammlung auf der Rennbahn.

Nach dem Muster der rheinisch-westfälischen Rennplätze, die schon im Vorjahre Eintrittsermäßigungen für die Hergabe von Gold gewährten, will nun auch der Verein für Hindernisrennen einen Versuch machen. Wer an einem Renntag in Karlshorst seine Eintrittskarte mit

Die ältesten Jahrgänge des Landsturms.

Diensterleichterung, aber nicht Entlassung, ist beabsichtigt.

Amtlich meldet Berlin am 31. Mai. Aus verschiedenen Mitteilungen der Tagespresse und den in letzter Zeit beim Kriegsministerium sich häufenden Anträgen auf Entlassung älterer Landsturmleute geht hervor, daß irrige Ansichten über den eingeleiteten Austausch der ältesten Jahrgänge des preußischen Landsturms der Aufklärung bedürfen.

Da sich Landsturmmannschaften der ältesten Jahrgänge seit geraumer Zeit, zum Teil schon seit Beginn des Krieges, in vorderster Linie, oder in dem anstrengenden und wichtigen Sicherheitsdienste der Etappen- und Generalgouvernements-Gebiete befanden, schien ihre allmähliche Ablösung durch jüngere Landsturmmannschaften aus dem Heimatdienst angezeigt. Im allgemeinen ist daher die Ablösung und Zurückführung zunächst der 1870 und früher, demnächst die der 1871 und 1872 geborenen Mannschaften durchgeführt, oder in die Wege geleitet worden. Der allgemeine Zweck des Austauschs ist, diesen seit längerer Zeit im Felde stehenden Landsturmleuten der ältesten Jahrgänge die Erleichterung des Dienstes bei den Truppen des Besatzungsheeres zu verschaffen, nicht aber, wie fälschlicherweise angenommen worden ist, ihre Entlassung aus dem Heeresdienst herbeizuführen. Er betrifft auch nicht Landsturmmannschaften älterer Jahrgänge, die noch gar nicht eingezogen waren.

Alle weiteren in der breiten Oeffentlichkeit damit in Zusammenhang gebrachten Meinungen über unzulässige Musterung und Neueinstellung der seit 1869 Geborenen, über beabsichtigte Entlassung der ältesten Jahrgänge des Landsturms usw. sind irrig. Die Einziehung Wehrpflichtiger, auch wenn sie zur Zeit über 45 Jahre alt geworden sind, ist nach Paragraph 27 des Gesetzes betreffend Aenderung der Wehrpflicht vom 11. Februar 1888 zulässig.

Die Entlassung nicht kriegsverwendungsfähiger Mannschaften, die für militärische Aufgaben nicht gebraucht werden, aus den Ersatztruppen kann ohne Rücksicht auf das Lebensalter von den stellvertretenden Generalkommandos genehmigt werden.

Deutsche Verluste in 22 Monaten.

Die absoluten Verluste des Heeres betragen etwa 1,179,000 — Frankreich durch den Krieg viel schwerer geschädigt.

Wenn man den Meldungen aus offiziellen, halboffiziellen und unoffiziellen alliierten Quellen Glauben schenken dürfte, müßte die deutsche Armee seit Beginn des Krieges mindestens zehn Millionen Mann verloren haben. Bei jeder größeren Aktion, ob vor Verdun, ob an der Ostfront, werfen die über London eintreffenden Depeschen mit den Hunderttausenden nur so um sich. In Wirklichkeit ist die Sache nicht halb, ja bedeutend weniger, als halb so schlimm. Die London „Times", die lange nicht so deutschenfresserisch ist, wie ihre New Yorker Base, nimmt sich die Mühe, jeden Monat an Hand der offiziellen deutschen Verlustlisten zusammenzurechnen, wieviel die „Huns" und „Boches" bis jetzt an Kampftüchtigkeit eingebüßt haben. Sie kommt zu folgenden Ziffern für den Monat Mai 1916 und für die 22 Kriegsmonate seit 1. August 1914 überhaupt:

	Mai	Total
Gefallen oder Wunden erlegen	19,720	690,268
An Krankheiten gestorben	2,751	44,144
Gefangen	1,190	146,665
Vermißt	6,771	191,857
Schwer verwundet	15,020	398,830
Verwundet	5,787	259,211
Leicht verwundet	42,584	1,065,420
Verwundet, aber beim Truppenkörper verblieben	8,684	128,691
Zusammen:	102,507	2,924,586

Die deutschen Verluste — die „Times" bemerkt ausdrücklich, daß sie die Angaben nach den korrigierten Verlustlisten, und zwar nicht nur der preußischen, sondern auch der bayerischen, sächsischen und württembergischen macht — betrugen mithin während des ganzen Krieges noch nicht drei Millionen. Nun sind dies nicht alles wirkliche Verluste, denn von den rund 400,000 Schwerverwundeten sind allermindestens 80 Prozent, also 320,000 wieder als geheilt zur Front entlassen worden. Rechnen wir auch, daß 90 Prozent der „Verwundeten" wieder Dienst tun können, so erhalten wir 234,000 Dienstfähige. Die 1,065,420 Leichtverwundeten sind wohl ohne Ausnahme wieder in die Schützengräben zurückgekehrt, ebenso die 128,691, die überhaupt kein Lazarett aufzusuchen brauchten. Die als „vermißt" gemeldeten sind entweder tot oder verwundet dem Feind in die Hände gefallen, müssen also für die Dauer des Krieges als eigentlicher Verlust für die Armee angesehen werden.

Wir hätten also an tatsächlichen Verlusten in 22 Monaten folgende Ziffern zu verzeichnen:

Gefallen oder Wunden erlegen	690,268
An Krankheiten gestorben	44.144
Gefangen	146,665
Vermißt	191,857
Nachträglich der Verwundung erlegen	106,000
Zusammen:	1,178,934

Das wären also rund eine Million und zweimalhunderttausend Mann, sehr reichlich bemessen, die der Armee für diesen Krieg verloren gingen. Nehmen wir an, daß etwa 10 Prozent der Gefangenen und ein Drittel der Vermißten gestorben sind, zusammen also 80,000 Mann, so kommen wir auf die Zahl von 814,000 Toten, d. h., Deutschland hat in den fast zwei Jahren des Krieges soviel Menschen verloren, als der jährliche Geburtenüberschuß betrug. Und da die Hälfte der Geborenen Knaben sind, verlor Deutschland bisher den Geburtenüberschuß an Knaben für zwei Jahre. D. h. die Einwohnerzahl ist, selbst wenn man die Abnahme der Geburten mit in Rechnung stellt, zum mindesten dieselbe geblieben, wie sie im Jahre 1914 war, wahrscheinlich aber hat sie um etwas zugenommen.

Die Einbuße an Menschenmaterial ist also für Deutschland nicht so erschreckend groß, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Wie sieht es aber in Frankreich aus? Nehmen wir an, die Franzosen hätten nur ⅔ der deutschen Verluste an Toten gehabt, also 540,000 Mann. Im Jahre 1912 betrug der Geburtenüberschuß in Deutschland 839,887, in Frankreich aber nur 41,901, oder fast genau ein Zwanzigstel des deutschen. Es ist durchaus leicht zu berechnen, um wieviel mehr die Volkskraft Frankreichs, das nur knapp 39½ Millionen Einwohner hat, durch den Krieg geschädigt worden ist, als die Deutschlands mit seinen 68 Millionen. Und das französische Heer hat in diesem Kriege mindestens ebensoviele Streiter durch Tod, Verkrüppelung und Gefangennahme eingebüßt, als das deutsche, trotzdem das letztere an drei Fronten kämpfte. Wenn Frankreich schon vor dem Kriege kaum imstande war, das Gleichgewicht zwischen Geburten und Todesfällen zu behaupten, nach dem Kriege wird es sicherlich auf eine Reihe von Jahren hinaus in dieser Beziehung mit einer Unterbilanz zu rechnen haben. D. h., die Zahl der Franzosen wird von Jahr zu Jahr abnehmen, während die der Deutschen steigen wird, bis in nicht allzuferner Zukunft Deutschland noch einmal soviele Bewohner zählt, wie Frankreich.

Auffallend gering und mit den französischen Aufschneidereien über die Verluste der Deutschen vor Verdun absolut nicht übereinstimmend sind die deutschen Mai-Verluste, die, nach dem obigen Schlüssel, auf einen Totalausfall von 34,000 Mann zu berechnen sind.